

Martin Ostwalds Erinnerungen an Sichtigvor

Beschreibung des Judenhauses

(S.31...) Fünf oder sechs Stufen führten zu einem Absatz, flankiert von Gusseisenbänken auf jeder Seite, wo Oma mit uns an den Abenden zu sitzen pflegte. Wenn man in das Haus eintrat, lag links das Wohnzimmer, welches zugleich das Esszimmer war. Rechts war der Laden, das Geschäft, in dem mein Großvater und Urgroßvater Kleider und Textilsachen verkauften. Du betratest das Geschäft durch einen kleinen rechteckigen Raum, welcher ursprünglich als Lager gedient haben muss; nach meines Großvaters Tod [1914] und bis kurz nach dem ersten Weltkrieg benutzte Oma ihn, um Holzschuhe und Hühnerfutter zu verkaufen. In unserer Zeit waren beide, dieser und der eigentliche Laden nur noch gewöhnliche Abstellräume. In Wirklichkeit, soweit ich mich erinnere, der Laden selbst, obwohl er noch die original Ladentische und Regale besaß, diente nur uns und unseren Freunden darin an Regentagen zu spielen. Ich erinnere mich an das Ereignis, als wir eine Puppenspiel-Vorstellung für unsere Familie gaben. Es war auf der Feier zu Omas 80. Geburtstag, doch davon später mehr.

Hinter dem Wohnzimmer lag die geräumige Küche. Sie hatte einen großen steinernen Spülstein, und eine Handpumpe sorgte für das Wasser. Da stand ein großer Kohleherd zum Kochen und in einem Winkel nahebei ein alter hölzerner Sessel, in dem Oma gewöhnlich zu sitzen pflegte, um zu stricken. Gegenüber stand ein Tisch um das Essen fürs Kochen vorzubereiten und auf seiner Ecke stand eine Milchzentrifuge, in welcher jeden Abend Sahne gewonnen wurde von einem Teil der Milch, welche das Milchmädchen von unserer Kuh gemolken hatte. Da war ebenfalls ein rundes hohes Fass zum Buttermachen und ein Netzgewebe für Hüttenkäse. Wir hatten immer unsere eigene Butter und oft auch Hüttenkäse, der dann oft zu Kochkäse wurde. So lange wie Oma lebte, hatten wir immer eine Kuh, und die Kuh hatte regelmäßig jedes Jahr ein Kälbchen, für Geld aufgezogen auf einem der heimischen Bauernhöfe. Wir hatten zwei große Wiesen, ungefähr eine halbe Meile vom Haus entfernt, wohin die Kuh jeden Morgen gebracht wurde (gewöhnlich von dem Mädchen) und von wo Ernst und ich, oft mit einigen von unseren Freunden, sie zurückholten in ihren Verschlag, zum abendlichen Melken. Kälber wurden sechs oder acht Wochen gehalten und dann an den heimischen Metzger verkauft. Da gab es aber noch eine dritte Wiese, ungefähr zwei Meilen entfernt, deren Gras wurde für Heu geschnitten, um damit die Kuh im Winter zu füttern.

Eine steile Treppe führte vom Eingangsflur zum oberen Stockwerk. Rechts zu-

erst war ein kleiner Raum, in dem das Mädchen schlief, und daran anschließend ein riesiges Schlafzimmer mit vier oder fünf Betten und einem Kohleofen. Hier war es, wo Ernst und ich gewöhnlich schliefen. Auf der anderen Seite des Treppenabsatzes war Omas Schlafzimmerstube, als nächstes ein Gästezimmer mit zwei Betten, und gegenüber Friedas Zimmer. Gegenüber dem Treppenabsatz ein sehr großer Raum, versehen mit alten Zeitungen, und ein quadratischer Holzkasten mit einem Loch oben drin war die Toilette. („The excrement dropped straight onto the dung heap“) Die Exkremente stürzten direkt runter auf den Misthaufen, welcher mehrmals im Jahr geleert wurde und mit seinem Inhalt der Düngung des Gartens diente. Es gab dort kein Toilettenpapier: Zeitungspapier war für diese Zwecke in quadratische Stücke geschnitten. All das änderte sich 1928, als das Dorf Wasserleitungen verlegte, was nicht nur fließend Wasser in die Küche brachte, sondern auch die Ersetzung des Klokastens durch ein WC bewirkte. Das Haus besaß kein Bad und kein Waschbecken. Jede Schlafstätte hatte eine Porzellanschüssel und eine Wasserkanne für den täglichen Gebrauch, und jeden Freitagabend wurde ein großes Zinkfass in die Küche geschafft, in welchem Frieda Ernst und mich badete. Wasser für dieses Vorhaben war auf dem Herd heißgemacht. Übrigens, da die Schlafräume nicht beheizt waren, wurden Marmorsteine jeden Winterabend im Ofen heißgemacht, ein Handtuch wurde darum gewickelt und in jedes Bett eine halbe Stunde vor Schlafenszeit gelegt, so dass das Bett angenehm warm war zu dem Zeitpunkt, wenn wir ins Bett gingen. Der Grund und Boden, den wir rings um das Haus besaßen, war etwa vier oder fünf Morgen groß. Der sanfte Hang, der hinter unserem Haus anstieg (Hammerberg) war unser Kartoffelfeld, und daran angrenzend ein Waldstück, das herabfiel zu einer Tiefe, durch welche ein Gewässer floss, das in die Möhne, einem der größeren Flüsse des Sauerlands, floss. Das Sauerland ist ein Teil Westfalens. Der Waldhang ging über und endete mit einer zum Tal geneigten Grasfläche an deren oberen Rand zwei oder drei Pflaumenbäume standen, die lieblich kleine Früchte trugen.¹ Auf der rechten Seite des Hauses lag ein ziemlich großer Garten, welcher den größten Teil der Früchte und Gemüse für das Haus lieferte. Darin waren Bohnen, Erbsen, Möhren, Kohl, Kopfsalat, Blumenkohl, Gurken, rote Beete, Mangold, Zwiebeln u.s.w. Wir hatten Rhabarber, Stachelbeeren, Rote Johannisbeeren, Äpfel Birnen und Pflaumen. In einer Ecke war dort eine Laube, in der ein mit einer Schieferplatte bedeckter Tisch und Bänke standen. Sie war nicht viel aufgesucht in meiner Zeit, aber ich denke meine Kusinen Hella, Ilse

¹ Blaue „Kreikerten“

und Liesel haben sie in ihrer Kindheit genutzt. Viele Namen von Familienmitgliedern waren in sie geritzt. Sie wurden von Willi Hecker aufgeschrieben und eine Abschrift davon ist in meinen Ordnern. Auf Willis Vorschlag übergaben wir die Platte einem westfälischen Museum. Gegenüber dem Garten, dem Kartoffelfeld zu stand ein alter Stall, in welchem mein Urgroßvater und Großvater Pferd und Wagen untergebracht hatten. Auf dem Letzteren spielten wir, wie ich mich noch erinnere in meinen frühesten Tagen in Sichtigvor, aber um 1927 war er weg. Hauptsächlich war der Stall genutzt als Hühnerverschlag und als Stall für eine Ziege (mit Namen „Höpli“) welche Oma für eine Weile hielt. Der Stall hatte auch einen Oberboden, auf dem das Heu von der entfernten Wiese, die ich schon erwähnte, gelagert war. Es wurde für die Kuhfütterung im Winter gebraucht. Nebenbei bemerkt, das Heu einzubringen war immer ein besonderes Ereignis. Oma pflegte Nachbarn anzuheuern, das Gras zu mähen (per Hand mit einer Sense) und zum Trocknen auszubreiten; wenn es trocken war, wurde es auf einen pferdegezogenen Wagen geladen, ein Baum wurde obenauf gelegt und an den Seiten festgezogen, um das Heu an seinem Platz zu halten, und wir ritten oben auf dem Heufuder die zwei Meilen zurück zum Haus, wo das Heu auf den Dachboden des Stalls geladen ward.

Ein anderer kleiner Garten, auch mit Früchten, Gemüse und Blumen (und Omas Lieblingsbank) befand sich auf der anderen Seite des Hauses, links von vorn gesehen, direkt unterhalb des Kartoffelfeldes. So hatten wir immer genug Platz zum Spielen und wir verbrachten praktisch unsere ganze Zeit draußen. Vom Verkehr ging keine Gefahr aus. Kaum ein Auto gab es auf der Straße in jenen Tagen und die meisten Fahrzeuge, die das Haus passierten, waren von Pferden gezogene - gewöhnlich sogar mehr von Kühen gezogene - Wagen mit Heu oder Ackerfrüchten beladen.

Die ständigen Hausbewohner waren Oma, Frieda und Emilie. Emilie Hillebrand war ein Mädchen aus dem Dorf, die die schweren Arbeiten rings ums Haus verrichtete: putzen, waschen, Kuhmelken und so fort. Sie lebte noch und war aufs Höchste erfreut, als wir Sichtigvor 1986 besuchten. Friedas Stellung war die einer Gesellschafterin und Hausdame. Sie wurde immer als Teil der Familie betrachtet...

Unsere Spielgefährten waren die Nachbarskinder, besonders die Peitz-Kinder, die gegenüber von uns wohnten. Es gab am Ende 12 von ihnen. Schließlich war Sichtigvor ganz katholisch und es gab nicht so etwas wie Geburtenkontrolle. Ihr Vater arbeitete in der ansässigen Kettenfabrik, wo schwere Katten für Schiffe und industrielle Zwecke in Handarbeit hergestellt wurden. Jeden Tag hatte ei-

nes der Kinder des Vaters warmes Mittagessen in zwei emaillierten Metallpöten ,die von einem Gestell, gehalten wurden zur Fabrik (ungefähr $1 \frac{1}{2}$ Meilen) zu bringen, und wir begleiteten sie oft. Der Vater eines anderen unserer Freunde, Fritz Flocke oder „Amerikens Fritz“, wie er allgemein genannt war, hatte eine eigene kleine Kettenschmiede, in welcher Ketten für die Fabrik geschmiedet wurden, und wir verbrachten viel Zeit, den Männern bei der Arbeit zuzusehen. Manchmal machten sie uns einen Ring/Reifen aus restlichem Stahldraht.